

Heike Koschyk
Pergamentum



HEIKE KOSCHYK

PERGAMEN|UM

ROMAN

rütten & loening 

ISBN 978-3-352-00772-9

Rütten & Loening ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

I. Auflage 2009

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2009

Einbandgestaltung morgen, Kai Dieterich

Druck und Binden Bercker Graphischer Betrieb Kevelaer

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Für Mirko

PROLOG

Oktober im Jahr des Herrn 1188

Und plötzlich wurden alle Elemente und Geschöpfe von einem schrecklichen Beben erschüttert. Feuer, Luft und Wasser brachen hervor und brachten die Erde in Aufruhr.

Es war kurz vor Beginn der Komplets, als Otilie von Hagenau ein zaghaftes Klopfen an der Klosterpforte vernahm. Zunächst dachte sie, es sei der heftige Wind gewesen, der das Geräusch umherwirbelnder Gegenstände an ihr Ohr trug, aber als das Pochen erneut erklang, erhob sie sich von ihrem Platz im Torhaus, nahm die Fackel vom Halter und schob den Riegel beiseite.

Später dachte sie, es wäre besser gewesen, das Klopfen zu überhören, vielleicht wäre dann auch das Böse vor den Toren geblieben. In diesem Augenblick aber, da sie noch nicht wusste, was sie in der Dämmerung der anbrechenden Nacht erwartete, machte sie sich daran, die schwere Pforte zu öffnen.

Ein alter Mann stand vor ihr, regungslos. Seine Kleidung entsprach der eines Benediktinermönches, abgerissen zwar, aber, soweit im Licht der Fackel zu erkennen, nicht besudelt, obgleich ihm ein eigentümlicher Geruch anhing. Unter der weit ins Gesicht gezogenen wollenen Kuckulle blitzte schlohweißes Haar hervor und wehte im immer stärker werdenden Wind.

»Was kann ich für Euch tun, ehrwürdiger Bruder?«, fragte Otilie, doch sie erhielt keine Antwort.

Warum verbirgt er sein Gesicht? dachte sie und starrte in die Schwärze der Kapuze. Besaß er die Male der Aussätzigen?

Einer plötzlichen Eingebung nach hätte sie die Pforte lieber wieder geschlossen. Aber es entsprach nicht der erforderlichen

Gastfreundschaft. Fremde sollten aufgenommen werden wie Christus, und man erwies ihnen die angemessene Ehre, besonders den Brüdern im Glauben.

Ich muss ihn melden, beschloss Otilie, die Priorin selbst wird sich des Mönches annehmen und dann über seinen Verbleib entscheiden.

»Wie heißt Ihr?«

Der Mönch gab kehlige Laute von sich, kurz und fremd. Otilie glaubte, die Worte *Korzinthio* zu verstehen und *Diwveliz*. Dann verstummte der Alte.

Pilger aus dem Norden sprachen ähnlich, ja, eines der Worte klang wie Düwel – Teufel.

Otilie hielt die Fackel in die Dunkelheit, um das Gesicht des Mannes zu erkennen, und noch im selben Moment schien es ihr, als fahre der Schreck wie Eisenstangen durch ihre Glieder, und sie erstarrte.

Unter der Kukulie erblickte sie eine Fratze, eine Kreatur des Teufels. Der Ausdruck war schmerzhaft verzerrt, die blasse, durchscheinende Haut straff über spitze Wangenknochen gespannt. Die Augen des Mönches lagen tief in ihren Höhlen, nackt, ohne Wimpern und Brauen. Sie waren blassblau, ja, fast milchig, und flatterten unruhig, unfähig, einen festen Punkt zu fixieren.

»Jesu Domine noster!« Hastig zeichnete Otilie mit der rechten Hand das Kreuz. Und während sie noch nachsann, was zu tun war, schob sich der Alte mit einer überraschenden Schnelligkeit an ihr vorbei in den Klosterhof und hielt dann inne, als müsse er sich orientieren.

»Wartet! Ihr dürft nicht ohne Zustimmung passieren«, rief sie aus und hielt ihn am Arm. Der Arm war dürr, wie der Zweig eines morschen Baumes. Otilie zuckte zurück, aus Angst, er könne zerbrechen.

Der Mönch ignorierte ihre Aufforderung. Er starrte zur Klosterkirche und beobachtete die Nonnen, die von allen Seiten herbeiströmten, um in der Kirche das Komplet zu beginnen. Plötzlich kam Bewegung in ihn. Mit schnellem, gleichwohl stolperndem Gang bewegte er sich in Richtung des Westportals.

»Halt, wartet, Bruder!«

Einige der Nonnen erstarrten, verfolgten den Mönch mit ängstlichen Blicken, als er auf das Kirchenportal zustürzte. Der Wind zerrte an seiner Kapuze, blähte sie unwillkürlich auf, die weißen Haare umflatterten den Saum. Dann, als er fast das Portal der Abteikirche erreicht hatte, rutschte die Kapuze ihm vom Kopf. Die Nonnen in seiner Nähe schrien bei seinem Anblick auf, eine von ihnen sank zu Boden.

»Der Teufel!«, rief die Nonne und bekreuzigte ihre Brust. »Der Antichrist ist gekommen, um uns alle zu holen.«

»Das ist nicht der Antichrist, du dummes Ding, das ist Adalbert vom Kloster Zwiefalten!«, erwiderte Schwester Margarete, eine der älteren Nonnen. Sie sah dem Alten in das entstellte Gesicht. »Ja, das ist Adalbert«, murmelte sie. »Bei Gott, was ist ihm zugestoßen!«

Behutsam nahm sie den Mönch am Arm. Er folgte ihr ohne jeden Widerstand. Margarete führte ihn nicht in den Gästetrakt, sondern am Kreuzgang vorbei in die Krankenstube, die direkt unter dem Dormitorium lag.

Als Margarete am nächsten Morgen noch vor der Laudes nach dem alten Mönch sah, war sein Krankenlager leer, die Strohmatten unbenutzt. Neben dem Lager lag ein lederner Beutel, den er bei sich getragen haben musste.

Auch Jutta, als Medica im Kloster für die Versorgung der Kranken zuständig, war nirgends zu sehen. Beunruhigt lief Margarete hinauf ins Dormitorium. Hier war alles ruhig. Die Nonnen waren

auf dem Weg in die Kirche, um das Morgenlob zu singen, und Margarete sah ein, dass es auch für sie Zeit wurde, der Glocke zu folgen, die den Beginn ankündigte. Hastig durchquerte sie in der Dunkelheit des Morgens den Kreuzgang und schlüpfte durch eine Seitentür in den von Kerzen erhellten Chorraum, wo sie gerade noch rechtzeitig Platz fand. Linker Hand entdeckte sie Jutta, die ihre Augen niedergeschlagen hatte, als führe sie ihr eigenes Zwiegespräch mit Gott. Margarete nahm sich vor, die Medica nach den Gesängen zu dem Verbleib von Adalbert zu befragen.

»Wo ist der Mönch?«, wisperte Margarete, kaum dass die Nonnen sich gesammelt hatten, um den Chor zu verlassen.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Jutta fast unhörbar. »Er war schon fort, als ich von den Vigilien zurückkam.« Sie wartete, bis sich der Chorraum geleert hatte. »Er hat sich nicht hinlegen wollen, nachdem du ihn gebracht hattest. Die ganze Zeit hockte er in einer Ecke der Stube und redete wirr. Ich gab ihm einen Tee aus Balsamkraut und Fenchel, um sein Gehirn zu erwärmen und die Luftgeister zu vertreiben, die ihn heimsuchen, aber er hat ihn wieder ausgespuckt.« Jutta stockte und setzte hoffnungsvoll hinzu: »Vielleicht hat er das Kloster wieder verlassen?«

»Hast du der Priorin sein Verschwinden gemeldet?«

Jutta schüttelte den Kopf und presste den Finger auf die Lippen.

Die Stille lastete schwer. Es war nicht das erste Mal, dass Margarete das Schweigegebot als unannehmbar empfand. Sie war eine muntere Person, die sich gerne austauschte und mit ihrer Schwatzhaftigkeit immer wieder den Tadel der Priorin auf sich zog.

Für einen kurzen Moment überlegte sie, ob sie mit den anderen Nonnen die morgendliche Mahlzeit im Refektorium einnehmen sollte, aber sie entschied sich anders. Margarete machte sich Sorgen. Adalbert von Zwiefalten war früher häufig Gast im Rupertsberger Mutterkloster gewesen. Ein freundlicher und gebildeter Mönch, der das volle Vertrauen der seligen Meisterin genossen

hatte. Margarete kannte ihn von den Tagen, an denen sie gemeinsam mit ihren Schwestern im Kloster Rupertsberg das Hildegardisfest feierten, dem auch er stets beigewohnt hatte. Noch vor einem Monat hatte sie ihn gesehen, am siebzehnten September, er war bei bester Gesundheit, mit vollem Haar und praller Haut. Adalbert musste Mitte fünfzig sein, nicht viel älter als sie, aber der Mann, den sie gestern in die Krankenräume geführt hatte, hatte wie ein Greis ausgesehen.

»Es muss etwas Schreckliches passiert sein«, flüsterte sie, während sie die Kirche über das Westportal verließ.

Zuerst sah sie in den Lagerräumen nach, dann in der Küche und in der angrenzenden Backstube. Das Feuer im großen Ofen brannte, und auf dem gegenüberliegenden Tisch lag warmes, dampfendes Brot.

»Hat jemand einen alten Mönch gesehen?«, fragte Margarete, aber die Küchengehilfen, mehlverstaubt und mit roten Wangen, verneinten.

Während Margarete zurück zum Krankenlager lief, bemerkte sie, dass es in ihrer Brust heftig pochte. Die Aufregung war ungewohnt, gewiss, aber es war noch etwas anderes, das sie atemlos machte. Wie gut kannte sie Adalbert wirklich, dass sie ihn so sicher in die Krankenstube geführt hatte, ohne den Rat des Seelsorgers einzuholen? Was, wenn die anderen Nonnen recht hatten, wenn es gar nicht Adalbert gewesen war, der sie aufgesucht hatte, sondern der Teufel selbst? Aber hatte nicht die große Meisterin bei der Heilung der besessenen Sigewize gesagt, der Teufel könne nicht in Menschen schlüpfen, weil sie das Abbild Gottes seien?

Aber wenn ihm nun der Teufel eingeflüstert hat, Schreckliches zu tun?

Adalberts Lager war noch immer unberührt. Margarete bemerkte, dass der lederne Beutel nicht mehr an seinem Platz lag. Hastig lief sie zur Misericordia, sah aber nur Jutta und eine kranke

Nonne, die bei Tisch saßen, vor ihnen Schalen mit Getreidebrei und ein Laib Brot.

»Hast du Adalbert gesehen?«, fragte Margarete.

Jutta schüttelte den Kopf und sah sie mit sorgenvollen Augen an. Margarete schloss leise die Tür und stieg abermals hinauf ins Dormitorium, sie glaubte nicht, dass der Mönch hier war, aber sie würde nun jeden Raum inspizieren. Der Schlafsaal war leer. Sie lief weiter.

Im Refektorium an der Südseite des Kreuzganges sammelten sich die Nonnen zum Frühstück an den Tischen, doch auch hier war Adalbert nirgends zu sehen.

Margarete hastete zum Badehaus, dann zu den Latrinen und stellte fest, dass es einer der Nonnen nicht gutging. Sie ignorierte das qualvolle Stöhnen jedoch, was sonst nicht ihre Art war, und lief zum Kreuzgang zurück.

Schwer atmend blickte sie in den bewölkten Himmel, der den Innenhof nur zögernd erhellte. Hatte Adalbert das Kloster tatsächlich verlassen, wie Jutta vermutete? Sollte sie besser im Torhaus nachfragen?

Margarete hielt inne und beobachtete, wie ihr Atem in schnellen Wölkchen zum Himmel stieg. Einer inneren Stimme folgend, wusste sie plötzlich, wo sie suchen musste. Voller Hoffnung eilte sie in Richtung Skriptorium.

Im Kloster Zwiefalten war Adalbert einer der begabtesten Schreiber gewesen. Er musste sich Zugang zur Klosterbibliothek verschafft haben. Warum sie es so fest glaubte, konnte Margarete nicht sagen. Die Bibliothek barg nur einen Bruchteil der Schätze des angesehenen Mutterklosters, enthielt vorwiegend solche Werke, die dem täglichen Klosterleben dienlich waren und den Nonnen zum Vollzug der Offizien nützten. Wenngleich manche von ihnen zu den Psalmen nur stumm die Lippen bewegten, ohne den Inhalt wahrhaftig zu verstehen.

Hier in Eibingen gab es nur wenige, die gelehrt genug waren, Bücher zu lesen, geschweige denn Werke zu kopieren oder gar selbst welche zu schreiben. Das Skriptorium war nahezu verwaist, die Schreibpulte wurden seit Jahren nicht mehr benutzt. Margarete selbst hatte die Arbeit im Skriptorium aufgeben müssen, als ihre Finger zu schmerzen begannen und den Federkiel nicht mehr fest genug halten konnten. Warum also glaubte sie den alten Mönch an diesem verlassenem Ort?

Doch was lag näher, als sich in vertraute Räume zu begeben, wenn man Geist und Körper beruhigen wollte? Wahrscheinlich würde sie Adalbert in dem Raum vorfinden, der Skriptorium und Bibliothek zugleich war. Auf der Suche nach Werken, die ihm seinen Zustand erklärbar machten und Hilfe versprachen bei einer Krankheit, die ihn innerhalb weniger Wochen hatte zerfallen lassen.

Ich hätte gleich hierherkommen sollen, dachte die Nonne, als sie die steile Wendeltreppe hinaufstieg. Und während sie die Stufen erklimmte, nahm sie auch den merkwürdigen Geruch wahr, der Adalbert anhaftete.

Fast wäre sie über ihn gestolpert. Der Mönch lag am Ende der Treppe, direkt hinter der letzten Windung. Der Körper seltsam verrenkt, die rechte Hand auf die oberste Stufe hinabhängend. Seine Augen waren weit aufgerissen, das Gesicht war bläulich verfärbt.

Margarete unterdrückte einen Schrei. Sie würgte heftig, am liebsten wäre sie aufgesprungen und davongerannt, dann aber erinnerte sie sich ihrer Pflicht.

Mit einem tiefen Seufzer übergang sie das immer stärker werdende Gefühl der Bedrohung, betrachtete die eigentümlich helle Farbe seiner Haare, die kahlen Stellen, an denen sich sonst Augenbrauen befanden, die pergamentartige Gesichtshaut. Dann strich sie über seine wimpernlosen Lider und schloss die Augen.

Margarete atmete auf, sie konnte sich nicht des Eindrucks erwehren, dass die Augen sie anklagend angestarrt hatten, so, als hätte Adalbert jemanden dafür verantwortlich gemacht, nicht den Tod zu sterben, den er als Christ verdient gehabt hätte. Den richtigen, guten Tod, mit Weihwasser, Weihrauch und den Psalmengesängen der umstehenden Vertrauten, die den Übergang ins Himmelsreich begleiteten. Und mit Beichte und der Erteilung der Absolution, denn dass diese vonnöten gewesen wäre, um ihn ins königliche Himmelreich zu geleiten, dessen war sich Margarete nun sicher.

Hastig nahm sie seine Hände, um sie wie zum Gebet zu falten. Sie waren kalt und starr, es war, als begriffen sie nicht, dass die Seele bereits losgelassen hatte. Margarete hatte Mühe, die Finger auseinanderzubekommen, und als sie die einzelnen Glieder zurückbog, fiel ein helles Stück abgerissenen Pergaments heraus, beschrieben mit lateinischen Buchstaben und verziert mit einer prachtvollen Miniatur. Behutsam strich sie über das Blatt. Die Oberfläche war aus feinsten Kalbsleder- oder Lämmerhaut, mit Bimsstein so glatt geschliffen, dass keine Poren mehr zu erkennen waren.

Aufmerksam betrachtete Margarete die kostbare Miniatur. Sie war fein und dergestalt, wie sie sonst nur in den großen Klöstern gefertigt wurde. Das Bild kam ihr bekannt vor, und dennoch konnte sie es nicht gleich zuordnen, denn etwas irritierte sie.

Margarete hielt das kleine abgerissene Blatt ins Licht der schmalen Fensteröffnung, die zum Kreuzgang hinauswies. Sie erkannte Wolken in mehreren Farbschichten und ein loderndes Feuer, dessen Gold auf rotem Ocker gefertigt war.

Ein Gefühl der Gefahr schnürte Margarete plötzlich den Hals zu. Ehe sie überlegen konnte, was sie tat, ließ sie das Stück Pergament in der Tasche ihres Wollhabits verschwinden. Dann faltete sie Adalberts Hände über dem Bauch und eilte die Wendeltreppe hinunter, um Priorin Agnes von dem Toten zu berichten.

I. TEIL

Doch in der Luft entsteht ein Wind, der sich mit seinen Stürmen
überallhin ausbreitet. Auch von der satanischen Wut, die Gott
kennt und fürchtet, geht mit bösen Worten übelste Verleumdung
aus, die sich nach allen Seiten verteilt.

Elysa von Bergheim reckte sich über die schmale Brüstung des Prahms. Ein eisiger Wind streifte ihre Wangen. Für einen Moment glaubte sie, durch den dunstigen Nebel bereits die Umrisse des Kloster Eibingen zu erkennen, doch im nächsten Augenblick verschlossen dichte Schwaden den Blick.

Plötzlich begann das Boot zu schlingern, geistesgegenwärtig klammerte sie sich an die Seitenplanke. Die Pferde schnaubten unruhig und tänzelten auf der Stelle, so dass das Boot nun zu schwanken begann. Ein Blick auf den Schiffer, der am Bug stand und das Boot ruhig mit der Stakstange vorwärts trieb, zeigte ihr jedoch, dass keine unmittelbare Gefahr bestand.

»Was war das?«, rief sie dem Kanonikus entgegen, der seit ihrer Abfahrt in Mainz nahezu unbewegt in der Mitte des Bootes saß.

»Die Strömung der Rheinenge bei Bingen.«

»Aber wir sind doch noch nicht einmal bei Rüdesheim.«

Hastig tastete Elysa sich zur Schiffsmitte zurück und setzte sich neben Clemens von Hagen, Kanonikus vom St.-Stephans-Stift zu Mainz, einen großen, breitschultrigen Mann mit ausgeprägtem Kinn und wachen Augen, der alleine durch seine Statur allorts Respekt einflößte, was sich noch verstärkte, wenn er seine tiefe, volltönende Stimme erhob. Ein idealer Begleiter für eine alleinreisende Adelige.

Der Wind nahm an Stärke zu, stob gegen den von der schweren

Ladung erhobenen Bug des Bootes, das nun wieder zu schlingern begann. Elysa wurde übel.

Sie hätten einen Pferdewagen nehmen sollen, es wäre schneller gewesen und angesichts der unberechenbaren Strömung wahrscheinlich auch sicherer, aber der Kanonikus hatte auf der Rheinfahrt bestanden, zum Schutz gegen die Wegelagerer, die in den Wäldern abseits der alten Römerstraßen überhandnahmen.

Elysa versenkte ihre Hände tief in die Taschen des groben Wollmantels. Trotz des großen Eindrucks, den Clemens von Hagen zunächst bei ihr hinterlassen hatte, unterschied er sich anscheinend nur wenig von den meisten Männern, die sie kannte. Von ihrem Vater, Gott sei seiner Seele gnädig, ihrem Bruder Magnus von Bergheim und all jenen, die vergeblich um ihre Hand angehalten hatten. Diese Männer waren alle stur, besserwisserisch und selbstverliebt gewesen. Was bei dem Kanonikus noch schwerer wog, entbehrte er bislang doch jener Eigenschaften, die ein Mann des Glaubens mitbringen sollte: Demut, Güte und Barmherzigkeit.

Elysa fröstelte in der ungewohnten Kleidung. Mit Bedauern dachte sie an die herrlichen Dinge, die nun am Heck des Bootes in ihren Truhen lagen. An den pelzgefütterten langen Mantel, die bestickten Fingerhandschuhe und an den saphirblauen, modisch kurzen Friesenmantel aus Flandern, die langen hochgeschnürten Seidenkleider aus Italien und den goldverzierten Umhang, einziges Andenken an ihre Mutter.

Der Kanonikus hatte Elysa die grobe Kleidung der einfachen Städter gegeben, um sie vor Überfällen zu schützen. Es war gut und richtig, und dennoch, der raue Stoff war in der feuchtkalten Luft schnell klamm geworden und bot nur wenig Schutz gegen den eisigen Novemberwind.

Elysa seufzte schwer. Sie hätte darauf bestehen sollen, im Haus

ihrer Großmutter in Mainz zu bleiben, bei der sie den Großteil ihres Lebens verbracht hatte und die sie nun alleine zurücklassen musste. Hier hatte sie ohne allzu strenge Aufsicht leben und unbeirrt all die Bücher studieren können, die laut allgemeiner Auffassung den Frauen nicht zugänglich sein durften.

Sie hatte die Werke von Aristoteles und Plinius gelesen, die des Isidor von Sevilla und Bruno von Segni. Am stärksten hatte sie das *Sic et Non* des Petrus Abaelard beeindruckt, der die ungeheuerliche Auffassung vertrat, dass es dem Menschen zustand, kraft des Verstandes Dinge zu erklären, ja sogar Widersprüche in den Aussagen von Propheten, Aposteln und Kirchenvätern zu hinterfragen und zu analysieren. Stunde um Stunde hatte Elysa über all jenen Büchern gesessen, die ihr der Onkel kurz vor seinem Tod vermacht hatte. Natürlich nur heimlich und ohne das Wissen der Großmutter, denn die war eine strenggläubige Frau, die in den aufrührerischen Gedanken und der Hinterfragung christlichen Gedankenguts nur einen weiteren Beweis für das Ende des sechsten Zeitalters sah, in dem sich die Welt unweigerlich auf den Untergang zubewegte.

Elysa jedoch war fasziniert von den neuen Sichtweisen der Scholastik. Und mit jedem Wort, das sie verschlang, begriff sie, dass die Welt eine andere war, als man ihr auf Burg Bergheim stets hatte einflüstern wollen.

Doch nun, da ihr Bruder Magnus sich entschlossen hatte, dem Aufruf zur heiligen Heerfahrt zu folgen, sollte sie als Statthalterin zurückkehren. Zurück in jene Burg, die sie im Alter von acht Jahren verlassen musste und an die sie nur abscheuliche Erinnerungen hatte.

Der Nebel nahm zu, ebenso die Dunkelheit. Bald schon würde der Fluss vollends in der Schwärze der Nacht versinken und den Schiffen die Weiterfahrt erschweren.

Der scharfe Wind drang durch den Stoff und löste in Elysa ein

heftiges Zittern aus. Inständig sehnte sie sich nach dem prasselnden Feuer eines Kamins und nach einer weichen Decke, die ihre Glieder wärmte. Bequemlichkeiten, die sie in Eibingen wahrscheinlich nicht vorfinden würde.

»Warum nächtigen wir nicht im Kloster Rupertsberg? Es wäre standesgemäßer.«

»Es gibt einen guten Grund.« Clemens von Hagen nahm seinen schwarzen Mantel ab und legte ihn Elysa fest um die Schultern. »Ich habe eine Botschaft zu übermitteln.«

»Vom Erzbischof?«

»Woher wisst Ihr?«

»Das Pergament, das Ihr eingesteckt habt, bevor wir den Prahm bestiegen, trägt sein Siegel.«

Es war ihr, als unterdrücke er ein Lächeln.

Elysa spürte das Gewicht des warmen Stoffes. Langsam ließ das Zittern nach. »Was ist das für eine Botschaft?«, fragte sie.

»Ihr seid sehr wissbegierig. Euer Onkel erwähnte es.«

Bernhard von Oberstein, ihr Onkel und väterlicher Freund, Magister Scholarum in der Domschule zu Mainz. Sein Tod hatte ein tiefes Loch in ihr Leben gerissen, und nun musste Elysa auf Geheiß ihres Bruders Magnus auch noch den Ort ihrer Jugend verlassen, der ihr vertrauter war als der Stammsitz der Familie. Je näher sie der Burg kamen, umso schwerer fiel es ihr, das Schicksal anzunehmen, das er für sie auserkoren hatte. Nun war es Nacht, und sie mussten im Kloster einkehren, morgen aber würde sie auf der Familienburg eintreffen.

Unvermittelt fuhr Clemens von Hagen fort. »Bevor wir in Eibingen ankommen, sollte ich Euch den Grund der erzbischöflichen Botschaft enthüllen, um Euch auf unseren Aufenthalt vorzubereiten.« Er wandte seinen Blick zum rechten Rheinufer. »Es geschehen dort Dinge, von denen Ihr wissen solltet.«

»Was sind das für Dinge?«

»Man sagt, der Teufel habe im Kloster Einzug gehalten.«

»Der Teufel?« Unwillkürlich tastete Elysa nach dem Kreuz, das sie um den Hals trug.

Clemens von Hagen blickte zum Schiffer, der in seiner Bewegung innehielt, und senkte die Stimme. »Es heißt, er sei in der Gestalt eines seelenlosen Mönches gekommen und treibe seit dessen Tod dort sein Unwesen.« Er schwieg kurz, als müsse er seine Gedanken sammeln. »Eine Nonne starb unter entsetzlichen Krämpfen«, fuhr er flüsternd fort. »Plötzlich und ohne jede erkennbare Ursache. Eine weitere wäre fast bei einem Brand umgekommen, der ein Seitenschiff der Kirche nahezu zerstörte, ebenso wie einen Teil des Skriptoriums. Vom Hildegardisaltar verschwand ein Schrein mit Reliquien der Meisterin, kurz darauf fanden Nonnen ihn zerschmettert und leer in der Nähe der Backstube. Ihr könnt Euch vorstellen, dass die Priorin in Aufruhr ist.«

Entsetzt starrte Elysa den Kanonikus an. »Es wäre mir lieber, Ihr würdet mich zum Kloster Rupertsberg bringen und Eure Botschaft am nächsten Tag zustellen.«

»Ausgeschlossen. Man würde eine Verbindung zum Rupertsberg herstellen, was gerade jetzt, wo man die Heiligsprechung Hildegards anstrebt, verheerende Folgen haben könnte. Nein! Wenn wir in Eibingen nächtigen, tun wir es als Gäste, die nach einer beschwerlichen Reise Unterkunft suchen, nicht als Botschafter des Erzbischofs.«

»Und wie wollt Ihr für meine Sicherheit garantieren? Weiß mein Bruder von Eurem Vorhaben?«

»Euer Bruder gab mir seine Zustimmung. Euch wird nichts geschehen, dafür werde ich Sorge tragen.«

»Ich verstehe nicht, warum Ihr Euch da so sicher seid!«

Elysa fühlte Wut in sich aufsteigen, gepaart mit einer tiefen Hilflosigkeit. Zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, dass der

Kanonikus mehr als nur ein Reisebegleiter war. Fast schien es, als wäre ihre Heimreise nur nützliche Nebensache. Clemens von Hagen hatte jemanden gebraucht, der seinen Aufenthalt in Eibingen erklärte. Und was lag näher, als dass eine junge Adelige, von Dunkelheit und schlechter Witterung überrascht, Unterkunft in einem Kloster suchte, das sie ansonsten niemals erwähnt hätte. Einem Kloster, deren Nonnen vorwiegend aus Ministerialentöchtern und Frauen der unteren Schichten stammten und das nicht dem Adel vorbehalten war, wie das Mutterkloster auf dem Rupertsberg, das nur wenige Stunden flussaufwärts lag. Und das sie mit einem Pferdewagen noch bei Tageslicht hätten erreichen können.

»Versucht mich zu verstehen, ehrwürdiger Clemens, lieber nächtige ich auf dem Boot, als Euch nach Eibingen zu folgen.«

Elysa glaubte, in der Dunkelheit ein Lächeln des Kanonikus zu erkennen. »Meine liebe Elysa. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, ist Euch die kritiklose Annahme mysteriöser Überlegungen fremd.«

»Ihr glaubt also nicht an die Anwesenheit des Teufels?«

Clemens von Hagen lachte verhalten. »Das Fegefeuer, das die Leiber der Verdammten peinigt, ist eine Erfindung unseres verehrten Kirchenvaters Augustinus, um die armen Sünder zur Umkehr zu bewegen. Die Wahrheit liegt in der Allegorie. Warum also sollte sich der Teufel persönlich nach Eibingen begeben, um ein Feuer zu zünden?«

Elysa ahnte, worauf Clemens von Hagen abzielte. »Ihr glaubt, es steckt eine planvolle Absicht dahinter?«

Der Kanonikus schwieg. Elysa beobachtete das Ufer, das in der Ferne von flackernden Lichtern erhellt wurde. Unversehens hatte Clemens von Hagen etwas in ihr berührt, das sie neugierig machte. Wenn man alles, wie es die Scholastiker verkündeten, mit wachem Verstand hinterfragen konnte, musste es dann nicht auch

für die Vorgänge im Kloster eine Erklärung geben? Sollte man es nicht zumindest in Erwägung ziehen?

Eine Erinnerung stieg in ihr auf und führte sie in die Kindheit, zurück zum elterlichen Anwesen. Sie nahm die Sonne auf ihrem Haar wahr, den Duft der Wiesenblumen, das Klappern der Hufe, das Rütteln des Pferdewagens, der dem unebenen Weg zur Holzbrücke folgte, unter dem sich der tiefe Wassergraben auftat. Neben ihr die Mutter, mit geröteten Wangen, lachend. Sie hatte das knackende Geräusch nicht gehört, aber Elysa vernahm es. Damals hatte sie es jedoch nicht zuordnen können. Als der Wagen die Brücke erreichte, geschah es: Die Achse brach, der Wagen kippte zur Seite und krachte gegen das hölzerne Geländer. Ihre Mutter wurde hinausgeschleudert, hinab in den Graben. Das Wasser spritzte hoch und prasselte auf Elysas Gesicht. Noch heute spürte sie das Entsetzen, das sie angesichts der Schreie der Mutter empfunden hatte. Eine der Wachen des Burgtores schaffte es, sie aus dem Wasser zu ziehen, bevor sie ertrank, doch fortan war sie verändert. Es hieß, der Teufel habe ihr ein Bein gestellt. Es sei die Strafe für den Hochmut, den sie empfunden hatte, als sie lachend vor Glück über die Felder geritten war.

Erst Jahre später hatte Elysa erkannt, dass es noch eine andere Wahrheit gab, geben musste. Man konnte es Schicksal nennen, dass die Achse ausgerechnet auf der Brücke gebrochen war. Und was sprach gegen die absichtsvolle Handlung eines missgünstigen Hörigen etwa, die Achse brüchig zu machen?

Die Rufe des Mannes, der am Heck das Ruder bediente, vertrieben ihre Gedanken. Elysa erkannte am Ufer kleine Feuer, die man entzündet hatte, um die mondlose Nacht zu erhellen. Zwei Männer, ihrer Kleidung nach Laienbrüder, standen winkend daneben, sie wurden anscheinend erwartet.

»Wir sind gleich da«, erklärte Clemens von Hagen und sah Elysa fest an. »Ich bitte Euch nun, gleichgültig, was ich sage, vertraut mir. Und tut nichts, was Argwohn wecken könnte, es sei denn, Ihr wollt meine Mission gefährden.«

Der Schiffer lenkte das Boot mit dem Bug voran an die Böschung. Elysa ließ sich von dem Kanonikus ans Ufer helfen und beobachtete, wie die Männer die Pferde an Land führten. Sie versuchte, im Licht der Fackeln einen Pferdewagen zu entdecken oder eine Karre für die vielen Truhen, in denen sie ihre gesamte Habe bewahrte, die Kleidung, den Schmuck, die Bücher ihres Onkels. Aber sie sah nichts dergleichen.

Als sie sich zum Boot umdrehte, beobachtete sie, wie der Kanonikus kurz mit einem der Laien sprach und ihm etwas zu-steckte. Kurz darauf kletterte der Mann auf das Boot zu den Schiffern, während der andere es vom Ufer abstieß und sofort mit einem großen Satz aufsprang.

Clemens von Hagen trat zu ihr. »Die Truhen bleiben auf dem Boot. Wir können sie nicht mitnehmen.«

»Aber warum? Die Männer werden damit verschwinden!«

»Sie gehören zum Kloster. Eure Habe kommt an einen sicheren Ort.«

»Wo könnte sie sicherer sein als im Kloster?«

Der Kanonikus antwortete nicht. Wortlos führte er die Pferde heran und half Elysa in den Sattel. Dann nahm er eine der Fackeln und bestieg sein eigenes Pferd.

»Es gibt noch etwas, das Ihr wissen solltet.«

»Was kann es noch geben?«

»Der Brief, den ich unter dem Siegel des Mainzer Erzbischofs Konrad mit mir führe, enthält auch eine Empfehlung, und Ihr müsst mir jetzt sagen, ob Ihr möchtet, dass ich sie vor der Priorin verlese oder augenblicklich vernichte.«

Elysa umklammerte die Zügel ihres Pferdes, das unruhig zu tänzeln begann. »Was ist das für eine Empfehlung?«

»Es ist die Aufforderung, die Tochter eines von ihm hoch geschätzten Handwerkers im Kloster als Novizin aufzunehmen.«

»Und wer ist diese Frau?«

»Ihr seid es.«